

Iblis

Autor(en): **Montherlant, Henry de**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **- (1930)**

Heft 6

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-760132>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Iblis

von Henry de Montherlant

Deutsch von Hans Kauders

Herr von Saci (der auf seinem Porträt von Champagne die Augen Mauriacs hat), Herr von Saci pflegte zu sagen: reisen, das heiße, den Teufel auf allerhand Arten gekleidet sehen, auf deutsche, auf italienische, auf spanische Manier, und so fort. . . Und Mohammed schreibt: « Ein Reisender allein ist ein Teufel. » So groß der Abstand in der geistigen Welt zwischen diesen beiden Ergrndern der Seele auch sein mag, das gleiche Wort kam ihnen in den Sinn.

Das Reisen paßt für Menschen ohne Seele. Deshalb reist man heute so viel. Und die, die Seele haben, entseelt das Reisen. Nicht nur durch die tausend äußerlichen Abhaltungen, die zerstreuen. Sondern die Neuheit, das Pittoreske gewöhnen uns daran, an der Oberfläche zu sehen und uns an sie zu halten; in all unserer Bewegtheit haben wir weder genug Zeit, noch genug Materie, um einzudringen. Alles was man an Weite gewinnt, verliert man an Tiefe. Zum Beispiel ein Reiseergebnis *La petite Infante de Castille*. Das lateinische Wort *error*, « Ortswechsel », hat das französische Wort *erreur*, Irrtum geschaffen.

Schon im Jahre 1925, damals als ich den Anker lichtete für vier Jahre des Schweifens, schrieb ich: « Es scheint mir, daß ein großer Reisender eine ziemlich arme Seele sein muß. » (*Aux fontaines du désir.*) Arm im geistigen Sinne. Mag sein, daß diese Seele sich über der Materie prachtvoll entfaltet. Die Schwingen des Iblis.

« Ein Reisender allein ist ein Teufel. » Den « Gehetzten auf Reisen »¹⁾ hätte ich diesen Titel mitgeben sollen; er hätte sie überschattet. Ein Mensch allein, unabhängig, hierhin und dorthin schweifend, Haken schlagend wie das verfolgte Wild, mit diesen beiden Vampiren, Freiheit und Übersättigung, an seinen Armen, ein Mensch, der seine Spur verwischt, der seinem Vergnügen nachjagt, ihm nachjagt, so abgelöst von seinem Geburtsland, daß er die Adressen seiner besten Freunde vergißt, seine eigene Telephonnummer vergißt und all das freudlos – ja wirklich, ich darf es sagen, der ist ein Teufel.

*

¹⁾ Im Februarheft 1929 der *N. S. R.*

Dies schreibe ich in Ceuta, in dem Salon eines Hotels, und wie beinahe alles in den letzten Jahren schreibe ich es aus müßigem Tun.

Ich habe vier Jahre dazu gebraucht, um in Ceuta den Hauptplatz, den Mittelpunkt der eleganten Welt, zu entdecken. Zwischen zwölf und eins und zwischen sieben und acht dreht sich das « feine » Ceuta um das Denkmal für die toten Soldaten und zwar in zwiefachem Strom: der weitere Ring umkreist den engern Ring, der sich in umgekehrter Richtung bewegt. Im Gegensatz zu dem, was man anzunehmen geneigt wäre, handelt es sich keineswegs um ein Ringelspiel. Wenn wir für den Umlauf einer lässigen Spanierin um das Kriegerdenkmal zwei Minuten rechnen, werden wir, auf unsrer Bank, sie dreißigmal in der Stunde an uns vorbeipassieren sehen, was viel zu viel ist, wenn sie nicht bezaubernd ist.

Es hat etwas Melancholisches, so einmal im Jahr, so Jahr für Jahr, die gleichen Gesichter wiederzufinden. Dieser dreißigjährige Hidalgo, der mir 1926, 1927, 1928 die Schuhe glänzte, er glänzt sie mir noch 1929; und ich denke, was das sein muß: dreißig Jahre alt zu sein und flink und von guter Figur, und seit vier Jahren in Ceuta die Schuhe zu putzen. Dieses Fräuleinchen, letzthin noch so hübsch, ist heute verwelkt. Der kleine Araber, der mir eine Zigarette anbot, hat jetzt den Haarschwund: reizende Züge unter einem Geierschädel. Und alle Frauen sind blonder als das Jahr zuvor. Sie haben manche Strähnen blond gefärbt, während andere schwarz geblieben sind; das macht ihr Haar getigert, das Feinste vom Feinen in diesem Frühling. Und doch steht den Spanierinnen das Blond, das sie dermaßen schätzen, sehr schlecht zu ihrer Haut ohne Glanz. Und das getigerte Haar ist ganz besonders scheußlich. Aber da sie sich nach Herzenslust verschandelt haben, finden sie sich unwiderstehlich, und alles verhält sich zum Besten.

Diese winzigen Veränderungen bringen die Unbewegtheit dieser kleinen Menschen in dieser kleinen Stadt nur stärker zur Geltung. Und wohl gemerkt: solche Ceutas gibt es überall auf der Erde. Immerhin, der Gedanke, daß Menschen in Ceuta leben, ist eine Art traurigen Mysteriums, das Jahr für Jahr meine Wiederkehr verdüstert. Ich sehe, wie sie sich im Leben ebenso endlos im Kreise drehen wie in ihrem Stadtpark. Und ich, der ich sie bemitleide, was tue ich andres als mich im Kreise drehen? Ich bedaure sie, weil sie immer wieder auf ihrer eigenen Spur trotten; doch ich, der ich seit vier Jahren nach Ceuta zurückkomme, zur selben Jahreszeit, mit dem gleichen Diener, mit den

gleichen Koffern, mit dem gleichen Reisemantel und mit diesem gleichen Gesicht, das mich zu Tode langweilt, was bin ich sonst als ein armer Kerl, der immer wieder auf seiner eigenen Spur trittet, nichts andres zu tun weiß? O Aguti, mein Bruder, stumpfsinniges Nagetier – doch recht geschaffen, uns zu einer nachdenklichen Anmerkung zu verhelfen – du, der du in deinem Käfig siebzehntausendmal im Tage von einem Eck ins andere gehst!

*

Gibraltar, die Berge von Ceuta, einander gegenübergestellt: die Säulen des Herkules. Und der Himmel ist überall klar. Aber auf ihnen lasten Inkubuswolken, die sie zur Hälfte zudecken, regungslos. Schwarzes, immer gleiches Gewölk erwartet mich jedes Jahr an diesem Gestade, um sich meiner zu bemächtigen. Europa vor mir schreckt mich wie einfallende Nacht oder wie ein Tunnel ohne Ende, wenn man aus dem Fenster sieht, und schon gleitet die Spitze des Zuges hinein. Dabei ist Spanien noch nicht einmal Europa (und das ist gerade einer der Gründe, weshalb ich es liebe); doch ich weiß, welche Gebiete der Trostlosigkeit sich jenseits davon erstrecken: Europa! Europa, wo es nichts für mich gibt, wo alles mich beleidigt, wo ich in drei Monaten altere; wie im Süden in einem Jahr. Von dort her kommen – nach Fes im Sonnenfeuer – diese kalten Winde, von dort her – nach Afrikas doppelter Bläue – diese schwarzen Wolken, diese graugrünen Wellen. Ihr, wenn man vor euch das Wort Exil spricht, ist's nur ein Wort für euch. Ich, wenn Tiberius oder Ovid sich im Exil zermürben, nenne ich mich ihren Bruder, weil ich weiß, was das ist, Exil. In die Verbannung schiffe ich mich ein zu dieser Stunde, mit den Gefühlen eines, der nach abgelaufenem Urlaub an die Front zurückkehrt. Und dennoch habe ich genug von allem, was ich mit solcher Verzweiflung verlasse. Hinter mir eine Welt, die mich nicht mehr hält, vor mir eine Welt, von der mich halten zu lassen mir nicht gelingt, das ist die Marter in der ich zapple. Ich sträube mich, schaudere, wende den Kopf ab, krampfe mich fest, wie mit allen Vieren das Schaf, das man zur Schlachtbank schleppt. Doch wer schleppt mich denn, und um was geht es? Ich selbst schleppe mich und um nichts. Ich reise nach Hause, um Ziele zu verfolgen, auf die ich keine Lust habe, um über Aufgaben heiß zu werden, an die der Glaube mir fehlt, um mich unter Menschen zu mischen, die ich nicht liebe. Ich stürze mich in das, von dem ich weiß, daß es nicht meine Wahrheit ist, und ich begeben mich hinein, weil ich in meiner Wahrheit nicht glücklich gewesen bin. Freudlos in der Arbeit,

freudlos im Vergnügen. Freudlos von der Kette befreit, freudlos an der Kette. Abgereist um nichts, zurückgekehrt um nichts.

Um nichts. . . . Ist dies das Wort, das dort auf dem Molo verröchelt, wohin es die traurigen Wogen tragen? Nein, noch in ihrem Rauschen sind sie stumm, wie jene Ausbrüche, denen ich mich hinzugeben scheine, und die doch nur wieder Schweigen sind. Aber ein Dampfer ist da, der « Arya Mendi », gescheitert an den Klippen, wo ich ihn seit drei Jahren wiedersehe, und er sagt es mir, das Wort. Ein wenig vom Bug, vom Schornstein, von den Masten ragt allein über das Wasser, und ein Luftrohr, aus dem jedesmal, wenn im Innern eine Welle anschlägt, ein wenig Schaum aufspritzt wie ein Rauch, als wenn die Meergeister da drinnen in der eroberten Schiffsschale Feuer machten. Dort also seit drei Jahren, jedesmal, wenn ich Afrika verlasse und jedesmal, wenn mein Fuß es wieder betritt, ertönt sie mir wieder, die Litanei des *Um nichts*: « Wozu bauen? Kaum gebaut, bin ich gestrandet. Wozu zerstören? Wäre mein Eisen zu etwas nütze, so hätte man mich zerstört; doch du siehst, man hat es nicht getan. Wozu erhalten? Seit drei Jahren liege ich hier, und man hat mich nicht flottgemacht. Du gehst weg? Wozu kehrst du in dein Land zurück, du, der jede seiner Handlungen, die er dort tut, im Innersten verleugnet? Du kommst wieder? Wozu kostest du noch einmal von diesem Lande, um dich mit neuen Enttäuschungen zu füttern? Schon vorher bist du seiner überdrüssig. Du weißt, daß es dich, kaum daß du es betrittst, schon betrügt, ganz so wie die Menschen, kaum hat man Bekanntschaft mit ihnen angeknüpft, schon hat man ihnen zu verzeihen. Du weißt, du bist damit gescheitert, dein Leben ganz allein mit Sinnlichkeit zu füllen. . . . »

Düstres Ceuta an seiner unwirtlichen Küste, Schwester Tangers mit dem unglückseligen Hafen. Oder vielmehr: Unglückselig ich selbst! Es gibt Stunden, in denen wir unsere Besonderheit auf uns wie einen Aussatz fühlen; ja wirklich wie ein Aussätziger sind wir in der Menge, nichts ist uns gemein mit den Menschen als die tierischen Funktionen, und sonst begegnen wir uns nur in Mißverständnissen mit ihnen. Ein Grad der Vereinsamung, der plötzlich uns Schrecken einjagt, einen Schrecken, der Liebe nachäffend uns unverhofft die Klage des Aussätzigen von Aosta entpreßt: « Ich meide diese selben Menschen, die zu begegnen mein Herz brennt! »

*

Jesus, der sich in einer Stadt befand, zur Stunde, wo die Hitze am stärksten ist, und die Stadt war öde, hörte ein Klingen von Flöten,

das in diesem Licht entsetzlich war. Er fragte, was das wäre. Ein Stein antwortete ihm: « Das ist Iblis, der über sich selbst weint. »

Nun geschah es, daß Jesus einige Zeit danach Iblis begegnete. Er sprach zu ihm: « Fürst der Wonnen, man sagt, daß du weinst. Ist das wahr? » Iblis antwortete: « Die Menschen machen sich eine sonderbare Vorstellung von dem, was sie die Gabe der Tränen nennen. Auch die Dämonen weinen. Und auch ich weine zuweilen. » Jesus sprach zu ihm: « Worüber weinst du? »

Iblis sagte: « Ich weine über die Undankbarkeit der Menschen, denen ich die Sünde geschenkt habe, und trotzdem lieben sie mich um nichts mehr. Ich weiß jetzt, daß die Menschen das Glück nicht lieben. » Jesus sagte: « Weinst du nur darüber? » Iblis sagte: « Ich weine auch über mich selbst. »

Iblis sagte: « Ich bin über die Kriege hingeflogen, und über jedem Mann, der fiel, rief ich aus: ‚Bravo, ein Dummkopf weniger!‘ Ich habe in meine Liebkosungen so zarte Leiber verstrickt, daß sie darin verderben. Ich schmiegte mich an heiße Bestien und in meiner Anbetung tötete ich sie. All das habe ich getan, und ich habe keine Lust davon gehabt. »

Iblis sprach: « Es gibt Dinge, die ich getan, die nur mir allein bekannt sind. Oft ziehe ich neben einem kleinen Kinde an einem Karren, der ihm zu schwer ist. Wenn ein schlafender Mann von seinem Feinde bedroht wird, belle ich, und er erwacht zur rechten Zeit. Ich lege mich neben einen vor Frost zitternden Greis und wärme ihn unter meinen großen Schwingen. »

Jesus sprach zu ihm: « Kann man dir glauben? » Iblis sagte: « Warum sollte man mir nicht glauben? » Jesus sprach zu ihm: « Weißt du nicht, daß es die Strafe der Dämonen ist, daß man ihnen nicht glauben will? Ich dachte, du sprächest aus Hochmut. » Iblis sagte: « Ich habe keinen Hochmut. »

Da hub Jesus zu weinen an und sprach zu ihm: « Wenn es also wahr ist, was du da sagst, o Luzifer, du, der du als ein Fest geschaffen wurdest und so schön an dem Himmel, dann bete zu meinem Vater, daß er dich zurückrufe in die Gefilde der Gnade, in denen du vormals erglänzttest. » Doch Iblis sagte: « Das kann nicht geschehen. » Jesus sprach: « Warum? Du hast gesagt, daß du das Böse tatest und keine Lust davon hattest. Dann hast du gesagt, daß du das Gute tatest. » Iblis sagte: « Wenn ich das Gute tue, habe ich auch keine Lust davon. » Da verließ ihn Jesus.

Die Tiere kamen aus den Wäldern und näherten sich Iblis, um zu

sehen, wie er litt. Als die Stunde gekommen war, zu der die Menschen aus ihren Häusern gehen, weil die Hitze nachläßt, sagten diejenigen unter den Tieren, welche für die Dämonen beten, zu Iblis: « Geh weg von hier, denn die Menschen werden dich sehen und dich steinigen. » Iblis machte sich also auf in die Städte, und er tat dort das Gute und das Böse.